Im Regen.

Von Heinrich Metzner.

Der Regen rauscht draußen sein monotones Lied und rinnt in schweren, dicken Tropfen an den Scheiben hernieder. Ein warmer, befruchtender Maienregen. Die Dämmerung hockt in den Winkeln des eleganten Gemaches und breitet sich von dort mehr und mehr darin aus. Eine von dem feinen, würzigen Aroma echter Importen durchzogene Atmosphäre der satten Behaglichkeit und des verfeinerten Lebensgenusses in diesem Raume.

Unweit des geöffneten Fensters, durch welches vom jenseits der Straße liegenden Garten her laue Duftwellen hereinstreichen, sitzt in einem Lutherstuhl ein junger Mann. Der Typus des eleganten Nichtsthuers.

In der anderen Ecke, durch die Länge des Zimmers von ihm getrennt, auf dem mit persischer Decke umhangenen Divan mehr liegend als sitzend, ein zweiter Mann, blondbärtig, breiter in den Schultern, jünger als der andere.

Und beide rauchen.

Eine etwas knarrende Stimme vom Fenster her:

„Und morgen ist's wieder mal Sonntag!... Das heißt zum Stubenarrest verurtheilt zu sein. — Ach, wenn nur erst dieser, ja, gerade dieser Sonntag vorüber wäre!"

Er bläst den bläulichen Rauch seiner Cigarre von sich und zieht ihn mit Kennermiene wieder durch die Nase ein.

„Exquisites Kraut das, mein lieber Alten. Ein Mann mit solchen Cigarren kann nie ohne Freund sein."

Der andere lächelt.

„Nun ja; der eine erwirbt sich Freunde durch seine Charactereigenschaften, der andere durch seine Cigarre!"

„Oder durch seine Frau!"

Und nun lachen beide.

Uebrigens, Alten, lassen Sie mich die Thatsache constatiren, daß Sie jetzt seit circa einer halben Stunde zum ersten Male wieder das Wort zu nehmen geruhten. Mein Geist sprüht nur Funken, wenn man ihn anschlägt. Warum so kopfhängerisch heute?"

„O... es ist nur... der Jahrestag einer Erinnerung..."

„Eine Erinnerung! Aber so beichten Sie doch! Es ist dämmrig genug, daß man Ihr etwaiges Erröthen — Sie Glücklicher haben ja das Erröthen noch nicht verlernt! — nicht sehen kann. Man sagt mir nach, daß ich noch besser zuhören als sprechen kann. Der Regen draußen accompagnirt..."

„Der Regen —! Gerade der hängt mit meiner Erinnerung zusammen. Nun denn... Aber ich mache Sie im voraus darauf aufmerksam, daß meine kleine Erzählung kaum Ihren Erwartungen entsprechen wird, und es würde mich nicht im geringsten wundern, wenn Sie noch vor dem Schluß einschliefen."

„Ich schlafe nie ein, wenn meine Freunde etwas erzählen," sagte mit würdevollem Ernst der andere.

Alten zündete sich eine frischeCigarre an und begann dann:

„Heute vor zwei Jahren war es, als ich mit mir darüber zu Rathe ging, wie man sich auch einmal an einem Sonntag amüsiren könne. Das dies nur außerhalb dieser fürtrefflichen Stadt geschehen könne, darüber war ich mir von vornherein klar. Aber wohin? Meine Gebeine irgend einem Zuge zum Transport nach irgend einer schönen Gegend anzuvertrauen, dazu verspürte ich zum mindesten nicht die geringste Neigung. Da besann ich mich auf die Existenz eines alten Onkel Oberförsters im Ländchen Coburg-Gotha. In welchem Verwandtschaftsgrade übrigens der alte Herr zu unserer Familie stand, habe ich nie recht ergründen können. Aber ich wußte, daß ich vor Jahren einmal als Knabe bei ihm die großen Ferien verlebte; und mit einem Mal stand alles wieder plastisch greifbar vor meinem geistigen Auge: der herrliche Wald, die Oberförsterei, der knorrige Alte, seine vortreffliche Frau. Nun wollte ich die alten Leutchen noch einmal überraschen, die sich möglichenfalls kaum noch auf mich besinnen konnten, wenn sie überhaupt noch am Leben waren.

„Gedacht, gethan. Am besagten Sonntag stand ich am Vormittag auf dem Bahnsteig, der der Oberförsterei nächstgelegenen — es waren immer noch vier Stunden mit der Post dahin — Bahnstation und — schalt mich, consequent wie ich nun einmal bin, einen Esel. Wozu denn eigentlich die Strapazen in der glühenden Hitze? Um vielleicht von fremden Gesichtern empfangen zu werden! Denn mein Oberförster und seine Frau waren damals schon, als ich noch Kind war, alte Leute. Nun, ich will Sie nicht weiter mit meinen damaligen Reflexionen plagen. Da war ich nun einmal; der nächste Zug, der für mich in Frage kam, passirte erst in sechs Stunden die Station. Kurzum, ich ging nach der Posthalterei, wo der vorsintfluthliche gelbe Kasten gerade bespannt wurde. Bei seinem Anblick wurde ich freilich abermals schwankend und wäre höchstwahrscheinlich doch noch umgekehrt, wenn nicht gerade aus der Hausthür ein weibliches Wesen getreten wäre, das allem Anschein nach ebenfalls die Annehmlichkeiten der Postfahrt durchkosten wollte."

„Gott sei Dank, die Vorrede ist vorüber," brummte Bernburg.

„Sie sagten..."

„Ich sagte, daß Ihre Geschichte anfängt mich zu interessiren... Also ich nehme an, Sie beide haben Platz genommen und carriolen nun in das Land des Gothaer Liberalismus und der Gothaer Wurst hinein. Die ganze postgelbe Romantik umfängt Sie, der Schwager mißhandelt sein Horn und Ihre Gehörnerven, die Gäule trotten ihren fahrplanmäßigen Trab und... bitte, ich habe Sie glücklich über die Weichbildgrenze des Städtchens hinausgebracht, fahren Sie nun weiter."

Alten warf sich auf dem Divan herum.

„Es war heiß, sehr heiß. Die Luft vibrirte förmlich in der kochenden Sonne. Und so still war es in der Nähe und Ferne. So heiß und so still, so die Sinne erschlaffend und einlullend. Dazu das sanfte Rütteln des Wagens... Der Himmel umdunstet, die bewaldetenHöhen am Horizont verschwimmend in blauem Duft.

Und ich versank in ein waches Träumen. Ich war nicht mehr Friedrich Alten, der Nichtsthuer aus Profession und Neigung, der blasirte, vom Genuß übersättigte junge Greis —"

„O — o! —"

„— Der junge Greis, der die große Stadt verlassen, um „draußen" irgendwo die erschlafften Nerven für neuen Genuß zu stärken, ich war wieder der kleine Fritz, der vor vielen Jahren einmal desselben Weges gefahren, unsagbar glücklich, auf Wochen der verhaßten Tyrannin, der Schule entronnen zu sein. Meine Gedanken überbrückten die Zeit."

Er schwieg. Bernburg lächelte etwas ironisch.

„Aber sagen Sie doch, das „weibliche Wesen", was that es währenddessen?"

„Es — schlief."

„Das Klügste, was es bei der Hitze thun konnte. Uebrigens wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir einiges Nähere über die schlafende Dame sagen wollten. Der Collectivbegriff „weibliches Wesen' läßt denn doch der Phantasie gar zu unbegrenzten Spielraum."

„Braunes, zewelltes Haar, wissen Sie, so ein Haar, aus dem die Sonne goldene Lichter hervorlockt... blaue, langbewimperte Augen, ein nicht schönes, nicht pikantes, aber einfach herziges Gesicht... Die Gestalt mittelgroß, in schlanker Fülle. Und die Kleidung — nicht gerade das, was wir chic nennen, aber auch nicht schlechtweg provinzial. Als sie sich endlich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte — und wir in's Gespräch kamen — wie, das weiß ich nicht mehr; aber binnen Kurzem plauderten wir mit einander, als wären wir seit langem gute Freunde — da zeigte es sich, das ihr geistiger Horizont durchaus nicht so eng begrenzt war wie der eines Landpomeränzchens. Sie wußte vieles, und aus dem, was sie nicht wußte, machte sie auch kein Hehl. Und alles, was sie sagte, klang so individuell gefärbt, nichts Gegeistreicheltes, aber auch nichts Plattes. Von Prüderie keine Spur; manchmal schien sie mir sogar über ihre jungen Jahre hinaus gereift.

Wir sprachen auch von der Liebe. Und da hatte sie recht reelle Ansichten. Sie meinte, daß die Liebe, wie sie von den Schriftstellern und Dichtern geschildert werde, doch im Leben selbst recht selten anzutreffen sei. Was schließlich auch gar kein Fehler wäre. Ich protestirte. Ob sie denn je sich verheirathen würde, ohne solche Liebe zu fühlen oder ohne sie je vorher zu einem andern gefühlt zu haben? Ganz gewiß, gab sie zu. Sie verstehe es sogar vollkommen, wie eine von ihren Jahren selbst einen viel älteren Mann heirathen und mit ihm glücklich werden könne. Und da könne doch wohl von jener Liebe keine Rede sein. Sie sehen, sie dachte sehr practisch."

„In der That."

„Während wir so dahinfuhren — wir waren längst im Hochwald — und uns die Köpfe heiß redeten, hatten wir garnicht bemerkt, wie sich mit unheimlicher Schnelle der Himmel umdüstert hatte. Der Kutscher wies mit der Peitsche auf die pechschwarz im Westen heraufziehende Wolkenwand. Und ein dumpfes Grollen und Rollen, das aus der Erde heraufzukommen schien. Meine Nachbarin machte gar ängstliche Augen. Sie fürchtet sich immer vor einem Gewitter. Und es sah allerdings zum Fürchten aus. Mit rasender Schnelligkeit hatte sich der schwarze Wolkenschwall über das Firmament gebreitet; ein unheimliches Pfeifen und Sausen in den Lüften und eine haushohe Staubsäule um uns herum. Die ersten schweren Regentropfen fielen.

Der Kutscher zog sich den Kragenmantel über und gab uns den guten Rath, in den Wagen zu steigen, wenn wir nicht in den nächsten drei Minuten „naß wie die gebadeten Katzen" sein wollten.

Wir kletterten also hinein in den engen, dumpfen Raum mit den blanken, harten Lederpolstern.

Kaum hatten wir Platz genommen, als ein greller Blitzstrahl das dämmerige Halbdunkel erhellte. Ein sekundenlanger, knatternder Donnerschlag folgte und vergrollte langsam in der Ferne. Sie bebte wie Espenlaub und barg das Gesicht in den Händen. Ich sprach ihr beruhigend zu und legte zögernd meinen Arm um ihre schmiegsame Taille — sie wollte sich mir entziehen, aber ein neuer Blitz trieb sie wieder zu mir heran. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner.

Aber ich kümmerte mich kaum um die tosenden Elemente. Ich hatte ein Weib in meinem Arm, ein junges, heißathmendes Weib. Das Herz klopfte mir bis in den Hals hinauf, mein Kopf glühte, meine Pulse vibrirten stürmisch — ich bog ihren Kopf mit dem süßen Gesicht und den geschlossenen Augen, den halbgeöffneten Lippen, zwischen denen die weißen, festen Zähnchen hindurchblickten wie Perlen auf rothem Grunde, zurück — und küßte sie... Ob sie sich dessen völlig klar war, ob nicht das tobende Unwetter sie so völlig verängstigt hatte, daß sie meine Küsse kaum empfand — genug, sie wehrte mir nicht.

Und ich sprach ihr von der Liebe, die sie geleugnet, von der Leidenschaft, die urplötzlich wie ein zündender Funke von einem Menschen zum anderen hinüberspringt. Sie lag in meinem Arm, mit geschlossenen Augen, mit gelösten Gliedern, ganz — vielleicht unbewußte Hingebung. Ich sah es bei dem sich langsam wieder aufhellenden Lichte, wie sie meine Worte in sich einsog, wie es wie Sonnenschein über ihr Gesicht ging. Und dann schlang sie plötzlich die Arme um meinen Hals, zog meinen Kopf zu sich herunter und küßte mich mit ihren warmen, weichen Lippen. Lange, lange... Dann aber stieß sie mich zurück, huschte in die andere Ecke hinüber und weinte, weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Ich war gründlich entnüchtert. Mein Gott, was war denn geschehen? Ich wollte zu ihr hinüber, aber sie wehrte mit beiden Händen ab. Ich wollte sprechen, aber ihr Blick verschloß mir den Mund. Und so fuhren wir dahin durch den rieselnden Regen. Von Zeit zu Zeit noch in der Ferne das Grollen des abziehenden Gewitters. Es war ein drückendes, dumpfes Schweigen zwischen uns in dem gleichmäßig dahinrumpelnden alten Kasten.

Und heller und heller wurde es. Die ersten Sonnenstrahlen blinkten wieder auf den übertropften Scheiben.

Wir kamen aus dem Walde heraus. Und da nahm sie wieder das Wort:

„Wir sind bald am Ziel, in einer kleinen halben Stunde. Wenn ich glauben soll, daß Sie mich nicht verachten, dann steigen Sie hier aus und legen Sie den Rest des Weges zu Fuß zurück. Es regnet nicht mehr, und der Weg ist chaussirt. Wollen Sie?"

Ich nickte. Ich mußte ja wohl wollen.

„Und noch eine Bitte: Forschen Sie mir nicht nach! Wenn ich über die heutige Stunde hinwegkommen soll, dann müssen Sie mir dieses Versprechen geben."

Und auch das sagte oder vielmehr nickte ich zu.

Da streckte sie mir ihre kleine, in leichtemZwirnhandschuh steckende Hand entgegen.

„Ich vertraue und danke Ihnen!... Und nun Adieu!"

„Ich beugte mich über diese Hand.

„Noch ein Wort: Sind Sie mir böse über das, was ich gesagt, über das, was ich gethan?"

Sie wurde flammend roth und senkte den Kopf. Und als sie wieder aufsah, konnte ich in ihren Augen, in diesen guten, lieben Augen die Antwort lesen. Da wollte es wieder über mich kommen, das heißschauernde Gefühl; aber ich zwang es nieder und sprang aus dem Wagen, dem Kutscher zuwinkend, weiter zu fahren. Die Pferde schlugen alsbald ein schnelleres Tempo an; sie mochten den Stall wittern. Nach einigen Minuten war der Wagen in der Senkung, aus der die Dächer der kleinen Stadt heraufgrüßten, verschwunden, und nur die Posthornklänge, mit denen der Postillon den biederen Spießern seine Ankunft ankündigte, mahnten mich an seine Existenz.

Alten schwieg. Und auch Bernburg ließ nur ein langgezogenes Räuspern hören.

Nach längerer Pause sagte er:

„Eine reizende kleine Episode. Die Cigarre ist mir darüber ausgegangen. Sie haben sich natürlich nach der Kleinen erkundigt?"

„Aber Bernburg!"

Es lag ehrliche Entrüstung in diesem Ausruf.

„Gut also, Sie fuhren sofort wieder zurück?"

„Anfänglich war das allerdings meine Absicht. Aber dann sagte ich mir: Bist Du nun einmal so weit, kannst Du auch bis zum ursprünglichen Ziel Deines Abstechers vordringen. Und... ich will ganz ehrlich sein, wenn ich auch mein Versrpechen zu halten gewillt war, so hegte ich doch die geheime Hoffnung, vielleicht ohne mein Zuthun hier in dieser Gegend auf die Spuren meiner liebenswürdigen Reisegefährtin zu stoßen."

„Das söhnt mich etwas mit Ihnen aus."

„Ich blieb über Mittag im Gasthof und trat dann am Nachmittag den Weg nach der Oberförsterei an. Gegen 4 Uhr traf ich dort ein. Alles so wie früher noch, kein Steinchen verändert, nur andere Menschen. Der Oberförster — und es war in der That noch mein Oberförster — war auf einem Revisionsgang durch den Wald begriffen, die Tante hinten im Garten. Ein Jägerbursche führte mich in dasWohnzimmer; dort sollte ich sie erwarten.

Und auch hier noch alles so wie früher. Aus jedem Stück der altmodischen Einrichtung, aus den Möbeln, den Hirschgeweihen, den Bildern leuchtete mir meine Jugend entgegen. Und auch mein Bild war darunter: ein schmächtiges Knabengesicht in schwarzpolirtem Holzrahmen über dem Sopha. Und in allen Ecken frischduftende Blumen.

So stand ich im Erinnern versunken. Da ging die Thür — ich wendete mich um — — auf der Schwelle stand, im leichtenHauskleide und schwarzem Litzschürzchen, ein Häubchen im braunen Haar, sie — mein Abenteuer von gestern!"

Bernburg zog einen langen Pfiff durch die Zähne.

Alten fuhr fort:

„Und so standen wir einander gegenüber, Auge in Auge gekehrt. Sie war sehr bleich geworden, und ihre Augen blitzten mich fast verächtlich an. Dann schloß sie die Thür, stützte sich auf die Lehne eines Stuhles und sagte kalt und ernst:

„Ich konnte es mir denken, daß Sie mir Ihr Wort nicht halten würden. Nun wohl, Sie sind hier — was wollen Sie nun?"

„Aber mein Gott," rief ich, „welches Mißverständniß! Ich schwöre Ihnen, daß mir nichts ferner lag, als mein Wort zu brechen, ich keine Ahnung hatte, daß ich Sie hier finden würde bei meinem Onkel."

„Bei — Ihrem — —" rang sie hervor.

„Bei meinem Onkel, dem Oberförster!"

„Aber wer sind Sie denn?"

„Fritz Alten aus Berlin. Der Junge hier!" — Ich wies auf das Bild.

„Und ich — sie sank auf den Stuhl nieder, und jede Farbe war aus ihrem Gesicht entwichen — „ich bin seine — Frau!"

Wie mich das traf! Hatte ich nicht recht gehört? Sie — seine Frau?! Die Frau des jetzt mindestens Sechsundsechzigjährigen?

„Aber die Tante?" fragte ich hastig.

„Ist todt — seit vier Jahren!" — Sie wissen, ich war damals im Orient, vielleicht auch hatte der Alte mir den Tod seiner ersten Frau überhaupt anzuzeigen unterlassen.—„Und seit einem Jahre bin ich" — sie barg das Gesicht in den Händen.

Da setzte auch ich mich.

„Aber Sie — so jung — so — — wie war es nur möglich —?"

„Ich bin eine Waise, eine Tochter des verstorbenen Bürgermeisters von unten. Sie meinte das Städtchen. — „Der Oberförster war mein Vormund — er ist so gut, so — die Tante, bei der ich wohnte, drängte — wer hätte mich, die Arme, sonst noch begehren sollen — und ich war zufrieden bisher, und er — der gute, alte Mann, ich glaube, er war glücklich... Aber wie soll ich ihm nun unter die Augen treten?"

Miit angstvollem Blick sah sie zu mir auf.

„Jetzt gehe ich wieder," sagte ich, „ohne den Onkel zu erwarten. Eine Erklärung hierfür wird sich leicht finden."

Da athmete sie erleichtert auf.

„Sie nehmen mir eine Bergeslast vom Herzen! So werde ich leichter darüber hinwegkommen. So zufrieden, wie ich es bisher war, werde ich nun wohl nicht mehr sein können. Und nun leben Sie wohl!"

Ich zog ihre Hand an meine Lippen und ging schnell von dannen. Als ich dann aus der Ferne noch einmal nach dem Hause zurückblickte, da stand sie am Giebelfenster, das Taschentuch vor die Augen gedrückt... Begreifen Sie nun, Freund, weshalb ich Ihnen heut ermüdet erschien?"

„Vollkommen. Uebrigens hat die kleine Geschichte eine Wendung genommen, die mich lebhaft bedauern läßt, meine Zunge nicht mehr im Zaume gehalten zu haben."

Die Beiden schweigen.

Da ertönen über ihnen gedämpfte Clavieraccorde. Und nun eine Stimme, eine helle, klare Mädchenstimme. Deutlich klingt's zu ihnen hinunter:

Nicht lang ist's, daß 's geregnet hat,
Vom Dachel tropft's noch;
Ich hab' ein' schönen Schatz gehabt,
Ich wollt', ich hätt' ihn noch...

Hygienische Schleier.

Bekanntlich wird die Vorliebe der Damen für den Schleier von den Aerzten allgemein bekämpft. Sie behaupten, daß er den Augen schädlich sei, zu rothen Nasen Veranlassung gäbe usw. Indessen erscheint das Tragen des Schleiers in vielen Fällen auch direct angezeigt, nur muß er in der Farbe und hinsichtlich des Stoffes richtig gewählt werden.

Gemusterte Schleier sind unter allen Umständen verwerflich und fast ebenso solche aus Tüll; das Gewebe soll vielmehr glatt und gazeartig sein. Leute mit kranken oder empfindlichen Augen trugen früher blaue Schleier, doch wird neuerdings von diesen abgerathen. Die hauptsächlichste Farbe in der Natur ist grün, sieht man sie nun durch einen blauen Schleier, so entsteht ein Changeantton, der, wenn man ihn lange vor Augen hat, diese und fast mehr noch die Nerven angreift. Leute mit schwachen Sehnerven, leicht irritirbare Personen und Kinder, die an strophulöser Lichtscheu leiden, sollten daher nur gelbgrüne Schleier benutzen. Dieselben Menschen tragen zwar blaue Brillen, doch lassen sich diese nicht mit Schleiern vergleichen, weil sie nicht wie jene durchbrochen sind und daher keinen Changeantton erzeugen. Die Gegenstände erscheinen nur, wenn man sie durch blaues Glas betrachtet, etwas bläulich, aber dabei ganz gleichmäßig in der Farbe.

Ein Schleier, dessen Vorzüge in gewissen Fällen noch lange nicht genügend anerkannt sein dürfte, ist der rothe. Dieser bildet den besten Schutz gegen Sommersprossen und Verbrennen der Haut. Damen, deren Gesicht, sowie sie sich der Sonne aussetzen, sofort über und über mit den gefürchteten braunen Schönheitsfleckchen bedeckt ist, und die schon vergebens alles Erdenkliche dagegen gebraucht haben, bleiben in der Regel von diesem Uebel verschont, wenn sie im Sommer niemals ohne rothen Schleier ausgehen. Leute, die leicht schneeblind werden, wenn bei uns Erde, Bäume und Sträucher mit einer dicken, weißen Decke verhüllt sind, schützen sich hiergegen durch violette Gazeschleier, deren Farbe mit den ultravioletten Lichtstrahlen correspondirt.

— Verrathen. Mama: „Nun geh' zu Bett, Ella, sag' der Gouvernante „Gute Nacht" und gib' ihr einen Kuß." Ella: „Nein, einen Kuß geb' ich ihr nicht." Mama: „Warum denn nicht?" Ella: „Wenn man sie küssen will, gibt sie gleich eine Ohrfeige. Frag' nur einmal Papa!"

Frauenschönheit.

Von Anna Lübecke.

Die Frauenschönheit, diese Zaubermacht, hat schon seit Menschengedenken nicht nur die Herzen bewegt, sondern auch die Geister beschäftigt. Sie war von jeher das herrlichste Motiv der bildenden Künste, war das unerschöpfliche Thema der lyrischen Poesie, ja, ernste Gelehrte haben sie sogar zu ihrem Studium gemacht und Theorien über ein weibliches Schönheitsideal zusammengestellt. Wollen wir wissen, wie die Frauen vergangener Zeiten aussahen und was an ihnen als schön bewundert wurde, so müssen wir uns an eben diese Quellen wenden, an die Werke der Kunst und an die Schilderungen, die wir in denBüchern finden. Da beweisen uns schon die plastischen Darstellungen uralter Völker, daß es zu allen Zeiten gewisse allgemein gültige Typen weiblicher Schönheit gegeben hat. So in China die Statue der Kwan-Yin, der Göttin der Gnade, deren feineGestalt, mandelförmige Augen, hochgeschwungene Brauen, sehr kleiner Mund und etwas kapriziöse, aber fein geschnittene und kein einziges der mongolischen Rassenmerkmale tragenden Gesichtszüge sich zu einem Ganzen von jener pikanten, zierlichen Diminutivschönheit vereinigen, die in allen Kulturepochen Beifall fand. So ein der Zeit Ramses des Zweiten entstammender Sphinxtypus, der mit seinen etwas vorstehenden Backenknochen, mit seinen vollen, jedoch edel geformten Lippen und einem allerliebsten Stumpfnäschen eine Art südlicher, naivfeuriger, noch unter den heutigen Fellachinnen vorkommender Schönheit verkörpert. So die in dem Museum zu Leiden befindliche, auf der Insel Java gefundene Statue der buddhistischen Schönheitsgöttin Laklchmi, welche den hoheitsvollen, streng symmetrischen — sie hat ein völlig klassisches Profil — aber etwas kalten Schönheitstypus darstellt.

Ueber die griechische Frauenschönheit gibt uns die Litteratur nur wenig Aufschluß. Homer spricht zwar hier und da von der „strahläugigen" Aphrodite — ein Beweis, wie sehr er schon den Glanz schöner Frauenaugen zu würdigen verstand — doch im allgemeinen äußern er und auch spätere Schriftsteller sich nur kärglich über die äußeren Vorzüge des weiblichen Geschlechtes. Die Meisterwerke der griechischen Plastik aber lassen erkennen, welche wunderbaren Eindrücke die Künstler jener Zeit von lebender Schönheit empfangen haben müssen, selbst angenommen, daß sie die Reize, die wir an ihren weiblichen Idealgestalten bewundern, nicht einer, sondern mehreren Frauen entlehnten. Die Schönheit der Römerin ermangelte zwar jener hellenischen Reinheit der Linien, jener höchsten Vollendung, war aber, wie uns die Bildwerke dieser Epoche zeigen, dennoch von großem Reiz, von scharf ausgeprägter Eigenart. Die breite, gut gebildete Stirn deutet auf Intelligenz, die leicht gebogene Nase auf beträchtliche Energie, die schön geschwungenen Lippen und das kräftig gebildete Kinn sprechen von starker Lebensfreudigkeit.

Nur wenig sagt uns die christliche Kunst der frühestenJahrhunderte über das Aussehen der damaligen Frauen, noch weniger über einen etwaigen, von dem Zeitgeschmack bevorzugten Schönheitstypus, da die byzantinische Verhüllung der Gestalten, sowie die conventionelle Darstellungsart keinerlei Aufschluß nach dieser Richtung geben. Erst die Minnesänger der mittelalterlichen Blüthezeit rühmen die „schwanke" Gestalt ihrerDamen, ihre himmelblauen Augen und sonnenblonden Haare, ihre schmalen Wangen und ihr sanftes, mildes Lächeln. Diese ätherische, immaterielle Schönheit allein ward von der einer asketischen Verinnerlichung und fast krankhaften Verfeinerung zugewandten Kunst verherrlicht. So malte Crivelli, der venezianische Meister, Heilige und Madonnen, die mit ihrem Antlitz von der Farbe halb erblühter Theerosen, ihrem blassen, kleinen Mund und ihren vergeistigten, prinzessinhaft zarten Händen einen unendlich süßen, fast unirdischen Liebreiz besitzen.

Wesentlich anders geartet war das Schönheitsideal der Renaissance. Mit ihrem an den edlen Proportionen der Antike geläuterten Geschmack und mit ihrem ästhetischen Feingefühl verlangte diese Zeit von der wahrhaft schönen Frau eine hohe, schlanke, aber blühende Gestalt, breite Schultern, volle, eher große als kleine Hände, Augenbrauen von der Schwärze des Ebenholzes, braune oder auch tiefblaue, sanft leuchtende Augen, goldig schimmerndes Haar, rosige Wangen und eine fein gebildete Nase, die da, wo der Knorpel aufhört, eine leichte Erhöhung haben mußte. Und dieses Ideal — dem übrigens eine förmliche Litteratur gewidmet ist — verkörperte die Venezianerin, deren Typus uns auf Giorgiones, Tizians, Paul Veroneses Gemälden so wunderbar entgegentritt. Dasselbe Ideal, in das Schwärmerisch-Zarte übertragen, stellte Carlo Dolci in seinen Marienköpfen dar; es liegt der naiven, ruhevollen Schönheit von Raffaels Madonna Sedia zu Grunde; es ward verewigt in seiner reinen, himmlischen Sixtina. Von viel materiellerem Charakter war die weißrothe Schönheit der Vlämin, der die Kunst des großen Rubens einen eigenen Reiz abgewann. Und auf den Gemälden anderer niederländischer Meister erschien zum ersten Male der heitere Schönheitstypus der Dörflerin, ins Derb-Robuste oder Neckisch-Anmuthige variirt.

Die Barockzeit stellte kein bestimmtes Schönheitsideal auf, da es in dieser Epoche der verschwommenen ästhetischen Begriffe, des Bedürfnisses nach äußerer Repräsentation und der Effekthascherei mehr auf den Totaleindruck der Frauenerscheinung, als auf deren einzelne körperliche Vorzüge ankam. Nur auf eine hohe, stattliche Gestalt, die auch allein die damalige prunkvolle Gewandung zu rechter Wirkung bringen konnte, wurde besonderer Werth gelegt. Und der sich auf allen Gebieten geltend machende Hang zum Auffallenden, Uebertriebenen ließ auch die Frau die ihr verliehenen, natürlichen Reize noch stärker betonen. Daher die Mode des Schminkens, der unförmig gelockten und aufgebauschten Haarfrisuren, der eng eingepanzerten Taillen. Aber dieses Uebermaß von Pracht und Glanz, von Pathos und Würde, so völlig im Geiste jener Zeit, hatte den Geschmack allmählich so verwöhnt, so abgestumpft, daß er, der allzustarken Wirkungen müde, sich allmählich dem Gegensatze, dem Anmuthig-Zierlichen, Fein-Pikanten zuwandte. Darum fand nun auch die streng regelmäßige und statueske Schönheit der Frau weniger Bewunderung als ihre Grazie und die reizvolle Belebtheit ihrer Mienen und Geberden. Auch stellte die Kunst eines Boucher, eines Watteau und anderer zeitgenössischer Maler die Frauenschönheit der Zeit — die übrigens oft nichts als eine banale Niedlichkeit war — hauptsächlich in der Bewegung dar. Auf den Gemälden jener Periode erschien die Dame am Putztisch tändelnd, im Salon plaudernd und kokettirend, im blüthenreichen Rokokogarten mit dem Ballspiel beschäftigt oder, als Schäferin verkleidet, in munterer Gesellschaft den Reigen schlingend. Und jedesmal schillert ihr Wesen in anderen Farben, bald ist es prickelnd, nervös oder muthwillig bis zur Ausgelassenheit, bald von sanfter Sentimentalität und selbst süßlich — alles, nur nicht natürlich.

Aber auch dieses Ideal überlebte sich und es entstand ein neues, die intellektuelle Schönheit, die J. L. David auf seinem berühmten Portrait der Madame Recamier so wirkungsvoll zur Geltung brachte. Denn der anspruchsvoller gewordenen Zeit genügte nicht mehr die bloße Schönheit der Formen und Farben, auch nicht die heitere Anmuth. Sie wollte, um eine Frau wahrhaft schön zu finden, auch an ihr die Vergeistigung des ganzen Ausdruckes und das Hervortreten des individuellen Momentes bewundern. Und während des zweiten Kaiserreiches gelangte nun, weil die auf dem Gebiete der Mode maßgebende Beherrscherin der Franzosen sich blonder Schönheit rühmte, diese wieder zur Vorherrschaft. Dieser Geschmack behauptete sich um so mehr, als Makart mit seinen herrlichen, gold- und rothhaarigen Frauengestalten Schule machte.

Doch nicht nur die blonde Schönheit wurde gefeiert, zu allen Zeiten von Kunst und Dichtung verherrlicht. Hat doch Murillo seine hoheitsvollen Madonnen mit dunklem, reich gewelltem Haar geschmückt. Und ein anderer großer Spanier, Goya, malte Frauengestalten von bezaubernder, südländischer Farbenpracht mit gluthvollen Augen, leicht gelbblassem Teint und blauschwarzen Locken. Auch hat die neueste Kunst mit ihren wundervollen Orientalinnen, temperamentvoll feurigen Zigeunermädchen und interessanten, romanischen Frauen der brünetten Schönheit zu ihrem Rechte verholfen, hat sie — wie beispielsweise einige der berühmtesten französischen Maler — zum Theil bevorzugt. Und überhaupt — trotzdem schon die Römerinnen sich neidvoll mit dem rothgoldenen Haar der Germaninnen schmückten, trotzdem die Venezianerinnen des Cinquecento ihre Locken in glühender Mittagsgluth künstlich auf den Dächern ihrer Häuser bleichten, um ihnen den beliebten goldigen Schimmer zu verleihen — übrigens eine höchst mühsame Prozedur, diese „arte di biondeggiante", die einzige Kunst, die sie wirklich verstanden, wie ein zur Ironie neigender Schriftsteller bemerkt — trotzdem Aphrodite, Helena und manche anderen Idealgestalten in Sage und Historie blond sind, so spielte doch auch das braune und schwarze Haar seine Rolle.

Nicht umsonst singt das österreichische Volkslied vom nußbraunen Mädel; heißt es doch in Anastasius Grüns letztem Ritter von Maria von Burgund: „In ihren Rabenlocken glomm der Demanten Pracht," rühmt doch Brantome die wundervolle Schönheit der schwarzhaarigen Königin Margot, und Goethe, dessen Urtheil wohl auch auf diesem Gebiete für maßgebend gelten kann, spricht in seiner „Italienischen Reise" mehrfach bewundernd von dem Liebreiz der dunkelgelockten Töchter des Landes.

In unseren Tagen steht die Wage zu Gunsten brünetter und blonder Schönheit sich gleich. Aber dennoch huldigt der heutige Zeitgeschmack einem ganz bestimmten Ideal; er bevorzugt die zarte, ätherische Schönheit, die von der neuen präraffaelitischen Schule zuerst wieder verherrlicht worden und von der secessionistischen Kunstrichtung auf das Panier erhoben ist, jene Schönheit, die auch unter dem jetzigen feinnervigen Frauengeschlechte am meisten vorherrscht. Und sie ist es, die ‚durchzittert von einer stark vibrirenden Psyche, belebt von einem tiefen Empfinden, durchleuchtet von einer höheren Intelligenz, das Ideal unserer Zeit ist, die beseelte Frauenschönheit.

— Begnadigt. Staatsanwalt: „Haben Sie noch einen Wunsch?" Delinquent: „Ja, ich möchte nur noch so lange leben, bis das lenkbare Luftschiff erfunden worden ist!"

— Schlimmes Zeichen. — „...Ich glaube, liebe Rosa, Dein Papa hat sich jetzt über mich erkundigt!" — „Nun, was hat er Dir gesagt?" — „Nichts — aber eine Cigarre hat er mir angeboten — die war geradezu scheußlich!"

Vorüber.

Von T. Resa.

Es steht ein Weidenbaum am Pfad,
Drin hell die Amseln sangen,
Wenn ich zu ihm gegangen.
Gott gnad —
Stumm seine Zweige hangen.

Ein Wässerlein sang unterm Schilf
In Tagen, sonnensatten,
Da wir so lieb uns hatten.
Gott hilf!
Nun sinken rings die Schatten.

Ein schwermuthsvolles Lied nur blieb,
Das flüstern die Cypressen:
Gib hin, was du besessen!
Gott gib,
Daß ich ihn mag vergessen!

Der kleine Zauberer.

Von Dr. W. Regbaur.

1. Vor dem Hause.

Großmutter (am Fenster): „Wo ist denn's Bubsche?"

Mutter (aus der Laube): „Wo ist denn's Bubsche?"

Tante (von der Straße): „Mit dem Milchmann in die Stadt gefahre."

Mädchen (am Küchenfenster): „Er kauft e Ei."

Großmutter und Mutter: „E Ei?"

Mädchen: „E verdorbenes."

Großmutter: „Was ein Bubenstreich!"

Mutter: „Wer hat ems Geld gebe?"

Mädchen: „Ich. E Mark."

Mutter: „Es is doch unglaublich!"

Großmutter: „Wozu e verdorbenes Ei?"

Tante: „Das braucht er nothwendig zum Zaubere."

Mutter: „Bis was passirt!"

Großmutter: „Ich hätte ihm mei Ei vom Frühstückstisch gewe könne, das hat nix getaugt."

Tante: „Mit gekochte Eier geht's nit. Es steht ausdrücklich im Zauberbuch: „Man nehme ein rohes Ei, wenn möglich ein verdorbenes."

Mutter: „Hm! Hm! Bis was passirt!"

Großmutter: „Wenns im Zauberbuch steht, freilich —"

Tante: „Er will uns überrasche. Wenn er heimkommt, zaubert er uns was vor."

Großmutter: „Laß doch dem Kind sei Vergnüge!"

Tante: „Mer mache uns nix wisse. Ewe kommt er."

* * *

2. Im Garten.

Tante: „Na, Bubsche, warst de in der Stadt, einkaufe?"

Bubsche: „Bin mit dem Milchmann gefahre."

Tante: „Wird denn heut was gezaubert? (schnüffelt in die Luft) Du Bubsche, komme doch mal zu mir!" (sie sagt ihm was ins Ohr).

Bubsche: „Du sollst mich das nit frage! Ich bin doch kei kleis Kind mehr!"

* * *

3. Bei Tisch.

Mutter: „Nu, Bubsche, wo warst de denn heut morche?"

Bubsche: „Mit dem Milchmann in der Stadt."

Großmutter: „Sonderbar! Riecht Ihr denn nichts?"

Tante: „Fürchterlich! Ich wollt nur nix sage."

Mutter: (sagt dem Bubsche was ins Ohr.)

Bubsche (unwillig): „Ich will das nit mehr gefragt sei!"

Mutter: „No, scho gut. Hast de denn selber kutschirt?"

Bubsche (strahlend): „Bis ans Bockenheimer Thor!"

Tante: „Ich denk, Du wollst was kaufe?"

Großmutter: „E verdorbenes Ei."

Bubsche (stolz): „Ich war in drei Geschäfte bis ich eins bekomme hab!"

Tante: „Schließlich bekamst de eins. (Wechselt mit der Mutter einen Blick.) Gescheiter Bub! (zum Bubsche) Bist Du auch sicher, daß es schlecht ist?"

Bubsche (eifrig): „Ja! Der Mann hat mir dran rieche lasse."

Mädchen: „Es riecht hier so sonderbar." (Sagt dem Bubsche was ins Ohr.)

Bubsche (weinerlich): „Ich will das nit mehr gefragt sei!"

Tante: „War denn das Ei gesprunge, daß es gehorche hat?"

Bubsche: „E Sticksche Schaal war ab. Der Mann sagt, das macht nix, ma könnt doch mit zaubere."

Mutter (ahnungsvoll): „Wo hast de denn das Ei?"

Bubsche (stolz): „In meiner Hosetasch."

Großmutter, Mutter, Tante (entsetzt): „Hinaus!"

(Mädchen mit dem Bubsche schnell ab.)

Tante (nachdem die Familie sich beruhigt): „Seht er! Ich habs Euch gesagt: Wenn er heimkommt, zaubert er uns war vor!"

— Kasernenhofblüthe. — Corporal: „Kerl, wenn Sie nicht gerade ein Nilpferd sind, aber das Plagiat eines solchen sind Sie sicher!"

— Erfolg. Doktor: „Ich sage Ihnen, der Mann, der sich vorwärts zu schieben versteht, kommt am besten durch die Welt." Professor: „Und ich sage Ihnen, der Mann, der Andere bei Seite zu schieben versteht, kommt noch weit besser durch die Welt."

— Ausweg. „Liebe Hedwig, unser Klavier wird uns wohl morgen gepfändet werden!" — „O Rudolf, Du weißt, wie sehr an dem Klavier mein Herz hängt... Läßt sich denn die Pfändung nicht abwenden?" — „Doch! Wir müssen schnell schauen, daß wir ein Automobil kriegen, dann wird sicher dieses, statt des Klaviers gepfändet!"